

Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit

15


Der vorliegende Leitartikel unternimmt den Versuch, Auszüge aus einer Masterarbeit mit dem Titel *„Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit am Beispiel von jungen heranwachsenden Geflüchteten – Ermittlung des Kenntnisstandes von Fachkräften der Sozialen Arbeit anhand der Durchführung von Experteninterviews“* darzustellen.

Der Thematik der menschlichen Bindung, des Bindungsverhaltens und daraus ableitend der möglichen sozialarbeiterischen Grundhaltung der Bindungsorientierung soll sich einleitend mit folgendem Zitat versucht werden zu nähern: „Wir alle sind, von der Wiege bis zum Grab, am glücklichsten, wenn unser Leben wie eine Serie von langen oder kurzen Ausflügen um die sichere Basis, die unsere Bezugspersonen bieten, organisiert ist“ (Knüver und Trost, zit. nach Trost u. a., 2014, S. 94 m. V. a. Bowlby, 1988, zit. nach Holmes, 2002).

Der Mensch als soziales Wesen (vgl. Bowlby, 2014, S. 111) ist genetisch darauf programmiert, mit anderen Menschen in Kontakt zu treten. Söder führt an, dass dieses von Natur aus gegebene Bedürfnis bereits Aristoteles im vierten Jahrhundert vor Christus bestätigt hat (vgl. Söder, zit. nach Trost, 2014, S. 49). Dieses In-Kontakt-Treten beinhaltet sowohl kommunikative wie interaktive Prozesse. Hierunter fällt auch „[...] das Streben nach engen emotionalen Beziehungen als spezifisch menschliches, schon beim Neugeborenen angelegtes, bis ins hohe Alter vorhandenes Grundelement“ (Bowlby, 2014, S. 22). Silke Gahleitner führt an, dass „Beziehungen [...] als interpersonales Prozessgeschehen zu begreifen [sein und] Bindung [...] einen Teilbereich des Gesamtsystems Beziehung dar[stelle, Erg. S.R.]“ (Gahleitner, zit. nach Trost, 2014, S. 55). In diesem Zusammenhang gibt sie zu bedenken, dass der Begriff Bindung häufig nicht adäquat vom Begriff der Beziehung abgetrennt wer-

den könne (vgl. ebd. S. 55). Dieses von Bowlby angesprochene Streben wird in der Bindungstheorie mit den beiden Hauptkomponenten „Bindung und Bindungsverhalten“ beschrieben (vgl. Bowlby, 2014, S. 22). Laut Brisch (2008) kann unter Bindung verstanden werden, dass es sich hierbei um „[...] ein zwar unsichtbares, aber fühlbares Band [handle, S.R.], das eine Person zu einer anderen Person anknüpft und das diese Menschen über Raum und Zeit sehr spezifisch miteinander verbindet. Diese Bindung ist für das Überleben eines Menschen so grundlegend wie etwa die Luft zum Atmen, Ernährung und Schlaf“ (Brisch, 2008, S. 89, zit. nach Scherwath und Friedrich, 2014, S. 36). Trost (2013) gibt hierbei an, dass „die Bindungstheorie [...] heute als die am besten fundierte menschliche Entwicklungstheorie [gelte]“ (Trost, 2013, zit. nach Trost, 2014, S. 7). Hierbei führt er weiter aus, dass die Bindung zu einer stabilen Bindungsperson für die Erlangung von Vertrauen in die soziale Umwelt und sich selbst, für den Erwerb von Kompetenzen und Resilienz als entscheidende Größe angesehen werden kann. Angegeben wird auch, dass sichere und unsichere Bindung einen Einfluss auf die Entwicklung des Selbst, der Persönlichkeit und der Identität hat und diesbezüglich gravierende Unterschiede zwischen sicherer und unsicherer Bindung in Bezug auf die erfolgreiche Ausbildung dessen vorherrschen kann (vgl. ebd. S. 7).

Insbesondere Kinder sind für die Sicherung ihres eigenen Überlebens darauf angewiesen, Bindungen zu anderen Personen einzugehen (vgl. Scherwath und Friedrich, 2014, S. 36), da sie selbst häufig noch nicht über die erforderlichen Ressourcen verfügen, ihr Leben eigenständig sichern zu können. Demzufolge kann das Eingehen von Bindungen als menschliches Grundbedürfnis angesehen werden (vgl. Grossmann und Grossmann, 2009, S. 17).



Um Bindungen herstellen zu können, muss das Individuum mit anderen Menschen in einen Austauschprozess treten, in dem es Bindungsverhaltensweisen anwendet. Bowlby (2011) versteht hierunter ein Verhalten, das von einer Person angewandt und eingesetzt wird, um die Nähe zu einer anderen Person zu sichern, beizubehalten oder wiederherzustellen (vgl. Bowlby, 2011, S. 159). All die Erfahrungen, die eine Person in der Interaktion mit anderen Menschen erfährt, werden im Gedächtnis abgespeichert. Bowlby bezeichnet sie als „internal working model of attachment“ (vgl. Gloger-Tippelt, zit. nach Franz, West-Leuer u.a., 2008, S. 43). Diese gewonnenen Erfahrungen, welche positiver wie auch negativer Natur sein können, tragen dann dazu bei, dass ein Individuum ein bestimmtes Muster von Bindung entwickelt. Dieses Muster bestimmt, wie zum einen in der Interaktion mit anderen Menschen gehandelt wird, und zum anderen, wie auf deren Aussagen und Handlungen reagiert wird. In der Bindungstheorie wird dieses spezifische „Muster“ dann als Bindungsmuster oder auch als Bindungstyp bezeichnet.

Mary Ainsworth und später Mary Main formulierten, basierend auf ihren Forschungsstudien, hieraus die verschiedenen menschlichen Bindungsmuster. Mit Bezugnahme auf die Soziale Arbeit unternahm Karl Heinz Brisch dann den Versuch, dieses Wissen auf die Handlungsfelder in der Sozialen Arbeit zu übertragen. Hierbei formulierte er in Ablehnung an die Bindungstheorie nach Bowlby gewisse „Leitlinien“, wie mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Bindungsproblematiken umgegangen werden könnte und was hierbei im Kontakt mit ihnen als relevant erscheine. Diese Ausrichtung betitelte er dann mit der „Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit“.

Im Betreuungskontext Sozialer Arbeit, wie der Kinder- und Jugendhilfe, sind Fachkräfte oftmals mit Kindern,

Jugendlichen und jungen Heranwachsenden konfrontiert, deren Aufwachsen von Bindungsproblematiken mit ihren wichtigsten Bezugs- und Bindungsfiguren bestimmt waren. Diese Erfahrungen und Erlebnisse können nachhaltige Folgen für ihre Bindungs- und Beziehungsfähigkeit haben und insbesondere in bindungsrelevanten Situationen sichtbar werden. Ihr Erleben und Agieren wie auch ihre psychische Gesundheit kann von diesen Erfahrungen und Erlebnissen geprägt worden sein und auch ihr aktuelles Verhalten und ihre Lebenssituation bestimmen.

Auch der Personenkreis der Jugendlichen und jungen heranwachsenden Geflüchteten, der ebenfalls zur AdressatInnengruppe im sozialpädagogischen Betreuungssetting gehört, kann vielerlei Erfahrungen mitbringen, die einen Einfluss auf ihre Beziehungs- und Bindungsfähigkeit haben können. Das Wissen bezüglich der Entstehungsursachen, der Bedingungen und der Folgewirkungen schädigender Bindungserfahrungen durch relevante Bezugspersonen, Migrations- und Fluchterfahrungen, Trennungs- und Verlusterfahrungen sind wichtige Komponenten für die fachliche Ausrichtung und den persönlichen Umgang mit diesen Personen. Darüber hinaus können bei Geflüchteten, neben den Themen „Menschliche Bindung und menschliches Bindungsverhalten“, auch die Thematiken der Migration, des Traumaerlebens und der allgemeinen Lebenssituation im Aufnahmeland (Asyl- und ausländerrechtliche Stellung, Integration, Anpassungsprozesse etc.) eine tragende Rolle spielen. All diese genannten Aspekte können den Betreuungs- und Beratungsprozess zwischen der sozialpädagogischen Fachkraft und dem/der KlientIn beeinflussen und steuern.

Im Rahmen der Masterarbeit galt es, die Möglichkeit einer bindungsbasierten Arbeitsausrichtung mit dieser Personengruppe zu eruieren, indem sich der



genannten Thematik auf zweierlei Weise angenähert wurde, theoretisch und empirisch: Im ersten Teil wurde sich dem Thema der menschlichen Bindung gewidmet, indem in einigen Worten die zentralen Annahmen der Bindungstheorie Erläuterung fanden. Hierbei galt es, die Beiträge der Koryphäen der Bindungstheorie, John Bowlby und Mary Ainsworth, sowie die Ergebnisse aktueller Bindungsforschung von Karl Heinz Brisch und Karin und Klaus Grossmann beispielhaft zu Rate zu ziehen. In einem weiteren Schritt sollte mit Blick auf die aktuellen AkteurInnen der Bindungsforschung der Zusammenhang zur heutigen Betreuungs- und Beratungsarbeit in den Arbeitsfeldern der Kinder- und Jugendhilfelandchaft der Sozialen Arbeit hergestellt werden. In diesem Kontext galt es, die auf bindungsorientierter Grundlage entstandene sozialarbeiterische Ausrichtung einer bindungsbasierten Sozialen Arbeit zu beleuchten.

Nach einem theoretischen Überblick, was unter einer bindungsorientierten Arbeitsweise verstanden werden kann, wurde dann in den empirischen Teil der Arbeit übergeleitet. Mittels des Rückgriffs auf geführte Experteninterviews mit Fachkräften der Sozialen Arbeit sollte der Versuch unternommen werden, diese Arbeitsweise auf die Zielgruppe junger heranwachsender Geflüchteter zu übertragen. Vorab wurden die Besonderheiten, Herausforderungen und Problemlagen dieses Personenkreises thematisiert. Hierbei galt es der Forschungsfrage nachzugehen: „Ist eine bindungsorientierte Arbeitsweise mit Jugendlichen und jungen heranwachsenden Geflüchteten möglich und sinnvoll und sollten darüber hinaus noch weitere Aspekte Berücksichtigung finden?“ Final fand die Arbeit ihren Abschluss in der Zusammenstellung der gewonnenen Informationen aus den geführten ExpertInneninterviews und einer allgemeinen Schlussbetrachtung.

Der Zusammenhang von Bindungsthematik und Sozialer Arbeit

Der Hintergrund, dass es sinnvoll ist, die Bindungsorientierung in das Berufsfeld der Sozialen Arbeit zu integrieren, zeigt sich vor allem darin, dass die Klientel, welche in den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit betreut und begleitet wird, überwiegend ein bindungsgestörtes Verhalten aufweist und teilweise schon in sehr frühen Jahren traumatisierende Erlebnisse und Erfahrungen erleiden mussten (vgl. Trost, 2013, zit. nach Trost, 2014, S. 7). Trost führt weiter an, dass „[...] beispielsweise in der stationären Jugendhilfe kaum sicher gebundene Kinder und Jugendliche“ (ebd. S. 7) vorgefunden werden können. Auch in der Arbeit mit Geflüchteten können diese Thematiken zutage treten (vgl. ebd. S. 7). Das Vorhandensein von Bindungsunsicherheit kann einen gravierenden Einfluss auf die verschiedenen Lebensbereiche eines Menschen haben. Beispielhaft können neben der Auswirkung auf die Bindungs- und Beziehungsfähigkeit auch der Einfluss auf die Bereiche Lernen im Schul- und Berufsleben, sucht-, gesundheitsschädigendes und delinquentes Agieren sowie das erhöhte Risiko, von psychischen wie physischen Krankheitsbildern heimgesucht zu werden, eintreten (vgl. ebd. S. 7).

In einem nächsten Schritt galt es, die konkrete Übertragung auf die Soziale Arbeit erfolgen zu lassen, wobei die Frage als zentral galt, was eine an den Bindungsmustern und Bindungserfahrungen orientierte Arbeitsweise in sozialpädagogischen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe bedeuten würde und wie diese aussehen könnte. Eine derartige Ausrichtung wird dann als „Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit“ verstanden. Hierbei sei zu erwähnen, dass der Bindungsforscher Karl Heinz Brisch – in Anlehnung an die Bindungstheorie nach John Bowlby – den Versuch unternommen hat, die Bindungstheorien

und das Bindungswissen mit der Sozialen Arbeit zu vereinen. Brisch formulierte Kriterien, wie seiner Ansicht nach bindungsrelevantes Fachwissen in der Sozialen Arbeit genutzt werden könnte. Diese Art der fachlichen Ausrichtung lässt sich als eine „bindungsorientierte Ausrichtung“ beschreiben, die im Folgenden charakterisiert werden soll.

Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit

Allgemein sollte erwähnt werden, dass sich Fachkräfte in der psychosozialen Betreuungs- und Beratungsarbeit (SozialarbeiterInnen, PädagogInnen, PsychologInnen, TherapeutInnen) bewusst sein sollten, dass diejenigen Personen, die ein solches Unterstützungsangebot aussuchen oder auch in Anspruch nehmen müssen, zum einen Angst und Verunsicherung verspüren können und zum anderen aufgrund ihrer Erfahrungen innerhalb und mit zwischenmenschlichen Beziehungen ein aktiviertes Bindungssystem mitbringen (vgl. Brisch, zit. nach Trost, 2014, S. 23; 24). Insbesondere bei Kindern, Jugendlichen und jungen Heranwachsenden kann „Angst [...] ein ständiger Begleiter dieser Kinder in allen möglichen bindungsrelevanten Situationen“ (ebd. S. 23) sein.

Gerade bei Kindern mit problematischen und hoch unsicheren Bindungsmustern sei zu berücksichtigen, dass sie in ihrem emotionalen Entwicklungsalter noch starke Verzögerungen aufweisen und sich daher trotz ihres Jugendalters noch auf dem Stand eines Kleinkindes befinden können (vgl. ebd. S. 23). Da die Erfüllung ihrer Bindungsbedürfnisse oftmals jahrelang vernachlässigt worden ist, ist ihr Bindungsverhalten stark aktiviert und es kann eintreten, dass sie ihre bis dato unerfüllten Bindungswünsche an die Fachkräfte richten. Hierbei erhoffen sie sich, dass sie positive Reaktionen auf ihre geäußerten Bindungswünsche erfahren, und können jedoch parallel von der Angst

ergriffen sein, dass sich ehemalige, oftmals hochgradig schmerzhaft Bindungserfahrungen wiederholen könnten (vgl. ebd. S. 23). Jede positiv besetzte Erfahrung innerhalb eines Beziehungskontaktes wird im Gehirn abgespeichert und kann dem Kind dazu verhelfen, seine bestehenden Bindungserfahrungen und sein darauf entstandenes Bindungsmuster zu korrigieren und zu positivieren. Hier, so gibt Brisch an, kann bereits von einem Erfolg gesprochen werden, wenn bei einer Klientin/einem Klienten mit einer Bindungsstörung die Umwandlung zu einem desorganisierten Bindungsmuster eingeleitet werden könnte. Dabei ist ausschlaggebend, dass das Agieren der Fachkräfte von den von Ainsworth und Bowlby formulierten Kriterien (z. B. Feinfühligkeit, dialogische Sprache, prompte und angemessene Beantwortung geäußerter Bindungswünsche, das adäquate Verstehen dieser Bedürfnisse, Vermittlung von Schutz, Geborgenheit, Fürsorge) gekennzeichnet ist, um die Basis für eine erfolgreiche Umsetzung und die Vermittlung von förderlichen und korrigierenden Bindungserfahrungen für die KlientInnen zu ermöglichen (vgl. ebd. S. 24). Des Weiteren sollte beachtet werden, dass die KlientInnen in ihrem bisherigen Leben häufig schlimme und teilweise traumatische Erfahrungen durchleben mussten. Eine Verbalisierung dessen kann ihnen verständlicherweise häufig schwerfallen, insbesondere dann, wenn ihnen ihre neue Umgebung und die unbekanntenen Personen fremd und nicht vertraut sind. Basierend auf ihren bisherigen Erfahrungen, kann es ferner durchaus sein, dass sie ein erhöhtes Misstrauen gegenüber anderen Menschen verinnerlicht haben und sich hierdurch ihre Scham, ihre Furcht und ihre Zurückhaltung verstärkt haben. Demzufolge, so Brisch, sei es empfehlenswert, von einem vorschnellen und forschen Hinterfragen ihrer lebensgeschichtlichen Aspekte abzusehen und ihnen Raum und Zeit für



das Ankommen in der neuen Umgebung einzuräumen. Des Weiteren ist vorstellbar, dass es KlientInnen mit negativen Bindungserfahrungen möglicherweise schwerfallen kann, sich auf zwischenmenschliche Kontakte einzulassen, insbesondere dann, wenn diese für sie mit unbekanntem Personen in Zusammenhang stehen, wie es sich im Rahmen des Betreuungssetting ergibt. Hierbei stellt die Fachkraft, die Beziehung und Bindung suggeriert, eine bis dato fremde Person für die Klientin/den Klienten dar. Sich auf diese neue und fremde Person einzulassen, kann, basierend auf den bereits erlebten Beziehungs- und Bindungserfahrungen, mit erhöhter Angst besetzt sein, wie es oben bereits angesprochen worden ist.

Kontextuell lässt sich hieraus schließen, dass dieser Aspekt im Kontakt mit dem Klienten/der Klientin berücksichtigt werden sollte, um diesem Umstand adäquat begegnen und sich in empathischer Weise darauf einstellen zu können. Im Rahmen dessen sollte darüber hinaus berücksichtigt werden, dass KlientInnen mit solcherlei Erfahrungshintergrund oftmals viel Zeit und Geduld benötigen, um sich auf die neue Umgebung mit ihren beteiligten AkteurlInnen einzulassen sowie das angebotene Bindungs-, Beziehungs- und Hilfsangebot annehmen und sinnbringend für sich nutzen zu können [Erg. S.R.]. Demzufolge, so gibt Karl Heinz Brisch an, würde er empfehlen, dass Fachkräfte in diesen Tätigkeitsfeldern sich zum einen dieser möglichen Zentrierung von Bindungswünschen seitens der Klientel bewusst sind und zum anderen ihre Arbeitsweise nach bestimmten Kriterien ausrichten, die das Thema menschliche Bindung in der Arbeit mit und am Klienten berücksichtigen und mitbedenken.

In Anlehnung an die Bindungstheorie nach John Bowlby und im Hinblick auf eine bindungsorientierte Arbeitsweise in oben genannten Arbeitsfeldern

schlägt Brisch eine Handlungsmaxime vor (vgl. ebd. S. 24ff) und führt aus, dass eine bindungsbasierte (sozial-)pädagogische Betreuungs- und Beratungsarbeit sich an folgenden Prämissen orientiert: „Diese Aspekte und Forderungen für eine sozialarbeiterische Technik basiert auf einem interaktionellen Verständnis, das die Situation der frühkindlichen Interaktion zwischen Mutter [oder Mutterersatzfigur, S.R.] und Kind auf die Soziale Arbeit überträgt“ (ebd. S. 25). Diesbezüglich kann angemerkt werden, dass sich diese Interaktion dann auch im Betreuungskontext zwischen der Fachkraft und der Klientin/dem Klienten ereignet. Häufig wird im sozialpädagogischen Betreuungsalltag die Bezeichnung BetreuerIn für die Fachkraft verwendet. Innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe ist es oftmals üblich, dass das BezugsbetreuerInnensystem vorherrschend ist, in dem eine Fachkraft explizit in der Fallarbeit für eine gewisse Anzahl an KlientInnen zuständig ist. [Anm. S.R.]. Aus diesem Verhältnis kristallisiert sich oftmals heraus, dass dann zwischen BetreuerIn und KlientIn ein intensiverer Kontakt vorherrschend ist, da sie hinsichtlich des Hilfeprozesses gemeinsam an den festgelegten Zielen arbeiten. Diesbezüglich wird oftmals dieser Betreuerin/diesem Betreuer die Rolle der Vertrauensperson zuteil, ähnlich wie es sich in der Mutter-Kind-Interaktion üblicherweise ereignet. Diesbezüglich ließe sich der Kreis zu dem eingangs von Brisch erwähnten Zitat schließen, in dem er angibt, dass die sozialarbeiterische Technik einer bindungsbasierten Sozialarbeit vergleichbar mit der Mutter-Kind-Interaktion sei [S.R.]. „Dabei wird dem Bindungsaspekt zur Herstellung einer sozialarbeiterischen Beziehung eine grundlegende, wesentliche Funktion zugeordnet, die als zentrale Variable im Hilfe-Prozess gesehen wird“ (ebd. S. 25f). Voraussetzung und Grundhaltung in der bindungsorientierten Sozialen Arbeit in diesem Prozess ist es

daher, einen „sicheren Hafen“ und eine auf Vertrauen, Ehrlichkeit, Authentizität und Wertschätzung beruhende Basis herzustellen. Diese beinhaltet die Grundelemente der Bindungstheorie nach Bowlby und Ainsworth, eine von Feinfühligkeit, Empathie, Verlässlichkeit, Ehrlichkeit, Berechenbarkeit, Reflexion, Unterstützung und Wertschätzung gekennzeichnete Grundhaltung und ein ebensolches Agieren (vgl. ebd. S. 26). Diese Grundhaltung ist erforderlich, um mit den gezeigten Verhaltensweisen der Klientel umgehen zu können und das Wohl der KlientInnen, wie auch der Professionellen sicherstellen zu können und die Basis für einen gelingenden Betreuungs- und Beratungsprozess zu ermöglichen.

Hierbei ist es von entscheidender Bedeutung, adäquat auf die geäußerten Verhaltens- und Erlebensweisen der Klientel zu reagieren, die von unsicheren und zum Teil gestörten Beziehungsmustern, Traumatisierungen und Verlust- und Trennungserfahrungen gekennzeichnet sein können. Bei einem vorliegenden Migrations- und Fluchthintergrund kommen meist noch kulturelle (vgl. z. B. Bindung und Kultur) und sprachliche Aspekte hinzu, die es ebenfalls zu berücksichtigen gilt. Zu beachten sei außerdem, dass nach bindungstheoretischem Verständnis bindungsproblematisches Erleben und Agieren auftreten kann. Dies weist zumeist verzerrte Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster auf und macht eine Fachkenntnis derer erforderlich, um sowohl gegenseitige Frustrations-, wie auch Erwartungshaltungen in die richtigen Bahnen lenken zu können.

Bei all diesen gezeigten und erlebten Handlungsweisen (Abwehr, Widerstand, Vermeidung, Scham, Angst etc.) ist eines entscheidend, nämlich die richtige Zu- und Einordnung des gezeigten Erlebens und Agierens: Wie wird reagiert und wie wird damit umgegangen (vgl. ebd. S. 26)? Klassisch rechnen die KlientInnen

damit, dass sich alte Reaktionsweisen und vergangene Beziehungs- und Rollenmuster wiederholen und somit bestätigt werden, jedoch stets mit der Hoffnung, dass dies nicht eintreten möge (vgl. ebd. S. 23). Entscheidend ist, dass den KlientInnen vermittelt wird, dass sie in all ihren Facetten, die sie in ihrem Erleben und Agieren zeigen, so angenommen und akzeptiert werden, wie sie sind, und weder eine Verurteilung noch Wiederholung ihrer oftmals sehr schlimmen und teilweise auch traumatischen Erfahrungen eintreten wird. Diese innere Haltung der sozialarbeiterischen Fachkraft ist insbesondere im Hinblick auf eine Bindungsorientierung ausschlaggebend. Hierbei gilt es der Klientin/dem Klienten urteils- und wertfrei gegenüberzutreten und in partizipatorischer, transparenter und wertschätzender Weise gemeinsam mit ihr oder ihm daran zu arbeiten, eine Korrektur bestehender, negativ gefärbter Beziehungsmuster vollziehen zu können (vgl. ebd. S. 24) und die oftmals verborgenen Bindungswünsche offenzulegen und in adäquater Weise zu beantworten.

Bindungsorientierte Soziale Arbeit bei Kindern, Jugendlichen und jungen Heranwachsenden

Wie bereits mehrfach erwähnt, wird das Bereitstellen eines „sicheren und schutzgebenden Hafens“ für eine Bindungsbasis als eine entscheidende Voraussetzung für einen gelingenden Betreuungsprozess zwischen der (sozial-)pädagogischen Fachkraft und dem zu betreuenden Klienten gesehen. Je jünger das Kind ist, desto mehr ist es auf den/die BetreuerIn angewiesen, und es ist wichtig für das Kind, dass die Fachkraft die Funktion und Rolle einer „realen Bindungsperson“ einnimmt und seine geäußerten Bedürfnisse in feinfühligster Art und Weise beantwortet, wie es Ainsworth formuliert hat (vgl. 1.2.1). Hierbei ist auch die körperliche Anwesenheit der Betreuerin/des Betreu-



ers für das Kind von entscheidender Bedeutung, ebenso wie eine dialogische Sprache, mit der die Fachkraft die affektiven Zustände des Kindes verbalisiert, da häufig von dem Hintergrund ausgegangen werden muss, dass das Kind dies in seiner bisherigen kindlichen Entwicklung durch seine Bezugsperson(en) teilweise oder sogar vollständig missen musste und es daher nur unzureichend oder gar nicht gelernt hat, seine Gefühlszustände zu verbalisieren. Auf diese Weise kann dann die Basis geschaffen werden, die dem Kind sowohl selbstreflexives wie auch empathisches Agieren ermöglicht (vgl. ebd. S. 16; 20).

All diese Komponenten beeinflussen maßgeblich, ob es zu einem Beziehungsaufbau zwischen der Fachkraft und dem Kind kommt oder ob dieser ausbleibt. Hat das Kind nämlich das Gefühl, dass seine Bedürfnisse nicht in ausreichendem Maße erfüllt werden, wird kaum ein Beziehungsaufbau möglich sein und es findet meist binnen kurzer Zeit ein Beziehungsabbruch statt (vgl. ebd. S. 27).

Bei der Äußerung traumatischer Erlebnisse oder in der Reinszenierung von traumatischen Erlebnissen und Erfahrungen im kindlichen Spielgeschehen kann es sich als ratsam erweisen, behutsam bei der Bearbeitung von traumarelevanten Inhalten vorzugehen, um das Kind nicht zu überfordern. Dies ist insbesondere dann empfehlenswert, wenn sich die Bindungsbeziehung noch im Aufbau befindet, demzufolge noch nicht von einer gefestigten Beziehung auszugehen ist. Ereignen sich Unterbrechungen im Betreuungsprozess, beispielsweise durch Urlaub oder freie Tage, gilt es diese gut vorzubereiten und frühzeitig zu thematisieren, sofern sie planbar sind. Der Hintergrund ist, dass das Kind die Trennungssequenz nicht als Beziehungsabbruch deuten, sondern verinnerlichen soll, dass die Betreuungsperson wieder zurückkommen wird. Häufig kann sich eine symbolische

Geste oder eine verbindliche Absprache als hilfreiche Stütze erweisen, die dem Kind an die Hand gegeben werden kann. Beispielsweise kann erarbeitet werden, welche Aktivitäten oder Handlungsschritte das Kind unternehmen kann, wenn es sich wegen der Abwesenheit der fachlichen Bezugsperson einsam fühlt. „Manche Kinder bitten um eine Postkarte [...] als ‚Beweis‘, dass der Sozialarbeiter durch die Trennung nicht als Bindungsperson verlorengegangen ist“ (Brisch, zit. nach Trost, 2014, S. 27).

Auch die Elternarbeit oder die Arbeit mit der/den relevanten Bezugsperson(en) ist ein Bestandteil in der Betreuungsarbeit mit dem Kind. Hier sollte aus fachlicher Perspektive darauf geachtet werden, mit den beteiligten AkteurlInnen in einem guten Kontakt zu stehen und sie trotz der vergangenen Geschehnisse nicht zu verurteilen, sondern sie in die Arbeit mit und am Kind einzubeziehen und über Entwicklungsschritte, Vorkommnisse und dergleichen zu informieren. Dabei kann es je nach Familien- oder Beziehungskonstellation auch ratsam sein, im Einzelkontakt zu arbeiten. Entscheidend ist, wie bereits erwähnt, ein positiv geprägter, wertschätzender und einfühlsamer Umgang untereinander, damit die Eltern oder relevante(n) Bezugsperson(en) die Fachkraft nicht als Konkurrenz- oder Gefahrenquelle sehen und sich dem Kontakt und der Zusammenarbeit entziehen. Demzufolge scheint es im Kontakt mit diesen relevant zu sein, ihnen einen „sicheren Hafen“ zu bieten, da sie häufig selbst von belastenden Faktoren (Trauma-, Trennungs- und Verlusterfahrungen) betroffen sind. Oftmals haben diese Personen selbst Gewalt-, Missbrauchs- oder Vernachlässigungserfahrungen in ihrer eigenen Kindheit durchleben müssen, wodurch eine transgenerationale Weitergabe von Bindungsqualitäten und Traumata nicht ausgeschlossen werden kann. Darüber hinaus können auch unerfüllte Bindungswün-

sche vorliegen, die sich sowohl in einer Übertragung auf das Kind (Parentifizierung) wie auch gegenüber der Fachkraft zeigen können.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es sich als sinnvoll erweisen könnte, über ein ausreichendes Maß an Kenntnis über bindungsrelevante Thematiken zu verfügen sowie bei Bedarf einen kooperativen und urteilsfreien Arbeitsstil mit den beteiligten AkteurInnen zu verfolgen.

Bindungsorientierte Soziale Arbeit bei Erwachsenen

Da sich im Rahmen der Betreuungs- und Beratungsarbeit mit Heranwachsenden und jungen Erwachsenen auch diejenigen unter ihnen befinden, die sich nicht mehr zum Jugendalter zählen lassen, sondern sich auf der Schwelle vom Jugend- zum Erwachsenenalter befinden, wird dieser Abschnitt der bindungsorientierten Arbeitsweise bei Erwachsenen zusätzlich erläutert.

Die Bindungserfahrungen dieser jungen Erwachsenen zeigen sich häufig auch in Gesprächssituationen, die sich im Rahmen der Jugendhilfe bei weniger intensiven Betreuungsmaßnahmen (z. B. teilbetreute Wohnformen, wie nach §13:3 SGB VIII) zeigen können und demzufolge für das adäquate Verständnis als relevant bezeichnet werden können:

Brisch empfiehlt – in Anlehnung an Bowlby – die folgende Vorgehensweise innerhalb des Beratungsprozesses im Verhältnis von Professionellem und KlientIn. Nachfolgend werden diese zumeist als Berater und Zu-Beratenden bezeichnet, wobei die männliche Form für beiderlei Geschlechter benutzt wird.

Die innere Haltung der Fachkraft sollte sich demnach wie folgt gestalten:

Der Berater sollte dem Zu-Beratenden mit einer fürsorglichen, offenen und urteilsfreien Haltung begeg-

nen und ihm räumlich, zeitlich und emotional zur Verfügung stehen. Dies kann er ihm bieten, indem er ihm eine sichere Bindungsbasis bietet, die es dem Klienten ermöglichen kann, seine Problemlagen auf einer auf Vertrauen beruhenden Grundbasis thematisieren zu können. Der Berater sollte über Fachwissen hinsichtlich der Bindungsmuster, ihrer möglichen Auswirkungen und Entstehungsbedingungen verfügen, auch hinsichtlich der Nähe, Distanz, Balance und des adäquaten Beratungssettings (beispielsweise eine angenehme, freundliche Atmosphäre schaffen, höflich und wertschätzend agieren etc.). Gegenstand der gemeinsamen Arbeit sollte es sein, den Klienten behutsam auf seine bestehenden Bindungsmuster aufmerksam zu machen, auch im Hinblick auf die zwischenmenschliche Gestaltung aktueller und vergangener Beziehungskonstellationen. Hierbei sollte der Klient an ein reflektiertes Denken herangeführt werden, welches ihm ermöglichen soll, sich zu vergegenwärtigen, wie er, basierend auf seinem Bindungsmuster, seinen Bezugspersonen und seinen Mitmenschen begegnet (vgl. Brisch, zit. nach Trost, 2014, S. 25).

In diesem Kontext erscheint es relevant, auch die Beziehung zwischen ihnen (KlientIn und BeraterIn/Fachperson) kontinuierlich einer Überprüfung zu unterwerfen, da innerhalb des Beratungssettings „[...] alle von den Selbst- und Elternrepräsentanzen geprägten Beziehungswahrnehmungen [...] [widergespiegelt werden, S.R.]“ (ebd. S. 25). Dies könnte in der Art interpretiert werden, dass sämtliche Beziehungs- und Bindungserfahrungen sowie Selbst- und Fremdbilder der Klientin/des Klienten in die Beratungseinheiten mit einfließen und übertragen werden können. Die bereits erwähnte mögliche Projektion von unerfüllten Bindungswünschen auf die Fachperson könnte hierbei eintreten.

Diesbezüglich kann auch der Aspekt der Selbstreflexion,



der professionellen Distanzierung und des Abstandes erneut erwähnt werden [S.R.]. In diesem Zuge sollte die Klientin/der Klient dazu befähigt werden „[...] seine aktuellen Wahrnehmungen und Gefühle mit denen aus der Kindheit zu vergleichen“ (ebd. S. 25). Interpretiert werden kann dies als Befähigung zur Selbstreflexion (vgl. ebd. S. 20) bestehender Bindungs- und Rollenmuster, um ein kritisches und reflektiertes Denken zu erzeugen und damit die Basis der biografischen Aufarbeitung und Auseinandersetzung zu fördern. Auch wenn die erlebten Kindheitserfahrungen verletzend, traurig und traumatisch waren, sollte dem Klienten durch die Auseinandersetzung mit diesen offenkundig werden, dass seine verinnerlichteten Vorstellungen und Bilder von Beziehungen für die Gestaltung aktueller und neuer Beziehungen hinderlich sein könnten (vgl. ebd. S. 25).

Der Klient sollte des Weiteren darauf hingewiesen werden, dass die Fähigkeit, über Empathievermögen zu verfügen, eine Grundvoraussetzung darstelle, gesunde und gelingende zwischenmenschliche Beziehungen gestalten zu können (vgl. ebd. S. 20). Die negativen, oftmals auch traumatischen Bindungserfahrungen der KlientIn/des Klienten können ihn beim erneuten Auftreten von Trennungs- oder/und Verlustsituationen an die schmerzlichen Gefühle seiner eigenen Vergangenheit erinnern und ihn heimsuchen. Folglich ist es unabdingbar, eine erhöhte Sensibilisierung hinsichtlich der Thematiken Trennung und Verlust im Beratungskontext walten zu lassen. Demzufolge gilt es die Klientin/den Klienten aktiv bei einer geplanten Beendigung der gemeinsamen Beratungsarbeit miteinzubeziehen. Eine von Seiten der Fachkraft initiierte Beendigung ohne die notwendige Beteiligung des Klienten kann von diesem als Kränkung empfunden werden. Insbesondere beim Vorliegen eines Bindungstraumas kann nicht ausgeschlos-

sen werden, dass es den Klienten an einen vergangenen Beziehungsabbruch durch Tod, Verlust oder/und Verlassenwerden in seiner Kindheit erinnert. Folglich kann eine abrupte Trennungssituation ein Retraumatisierungspotenzial aufweisen.

Entscheidend im Trennungsprozess, neben einer parteilichen Thematisierung, ist die Vermittlung, dass es auch „gesunde“ Trennungen geben kann, mit denen nicht automatisch ein Beziehungsabbruch einhergehen muss. In diesem Zusammenhang soll dem Klienten vermittelt werden, dass er jederzeit bei erneuten Schwierigkeiten den Kontakt zum Berater aufnehmen kann. Der Berater kann demnach für den Klienten auch weiterhin den „sicheren Hafen“ bieten, auf den er bei Bedarf zu einem späteren Zeitpunkt erneut zurückgreifen kann. Um die Trennungssituation, die für den Klienten mit Angst- und Furchterleben besetzt sein kann, zu erleichtern, kann es sich als hilfreich erweisen, zum einen diese Angstgefühle mit ihm zu thematisieren und zum anderen ihn in seinem eigenen Autonomie- und Explorationserleben zu bestärken, indem er ermutigt wird, auch eigenständig seine soziale und materielle Umwelt zu erkunden.

Bei Klienten mit einem unsicher-vermeidenden Bindungsstil kann der Fall eintreten, dass sie selbst aktiv eine Beendigung des Beratungsverhältnisses favorisieren. Als mögliche Ursache kann der Einsatz von Abwehrmechanismen als Reaktionsweise auf das Näheverhalten des Beraters zugrunde liegen. Die angebotene Nähe des Beraters kann vonseiten des Klienten noch nicht angenommen werden und stattdessen in einem Angsterleben resultieren. Zum Selbstschutz begibt sich der Klient/die Klientin dann in den sozialen Rückzug, da er/sie der Beziehung noch nicht das erforderliche Vertrauen entgegenbringen kann und stattdessen den Kontakt lieber vermeidet, als sich auf diesen einzulassen und etwaige

Beziehungsverletzungen der Vergangenheit zu riskieren (vgl. ebd. S. 25).

Chancen und Hürden in der Umsetzung einer bindungsorientierten Arbeitsweise in der Kinder- und Jugendhilfe

Hinsichtlich des Aspektes der Chancen und Hürden einer bindungsorientierten Ausrichtung in den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit soll einleitend das Zitat von Klaus Esser aufgeführt werden:

„Bindungsangebote durch qualifizierte pädagogische Fachkräfte sind [...] eine pädagogische Notwendigkeit in der stationären Jugendhilfe, die in stationären Settings konzeptionell eingebunden und professionell begleitet werden müssen. Bindungsorientierte Arbeit erhöht und verstärkt die Wirksamkeit der Kinder- und Jugendhilfe. Sie erfordert fachpädagogische Qualifikation, personelle und sächliche Ressourcen. Sie ist notwendig, um Kreisläufe gestörter Bindungsfähigkeit zu unterbrechen.“ (Esser, zit. nach ebd. S. 153). Ergänzend kann angemerkt werden, dass vorstellbar sei, dass die Verfügbarkeit von Bindungswissen das Verständnis für die Erlebens- und Handlungsweisen der KlientInnen erhöhen könnte, da ein Hintergrundwissen, welche Erfahrungen im Lebenslauf eines Menschen für die Etablierung der Bindungsmuster ausschlaggebend sein können, Aufschluss bezüglich der Gestaltung aktueller Beziehungen, auch innerhalb des Fachkraft-KlientInnen-Verhältnisses, geben könnte. Bindungsaspekte als mögliche Erklärungsursachen zu Rate zu ziehen, um sich wahrnehmbares Agieren der KlientInnen verständlicher machen zu können, kann einen angemesseneren Umgang mit dem gezeigten Verhalten implizieren [S.R.]. Esser gibt allerdings zu bedenken, dass im Hinblick auf die konstante Umsetzung einer bindungsorientierten Arbeitsweise auch die allgemein vorherrschenden Rahmenbedin-

gungen (struktureller und finanzieller Natur) in der Sozialen Arbeit und insbesondere im stationären Kinder- und Jugendhilfesetting überdacht werden sollten. Als Erklärungsgrund führt er an, dass eine in Vollzeit tätige Fachkraft im stationären Setting in der Regel mit acht hoch problematischen und bedürftigen Kindern und Jugendlichen als Einzelperson für die Betreuung zuständig ist (Betreuungsschlüssel 1:8). Demzufolge ist anzunehmen, dass, basierend hierauf, dann der Umsetzung notwendiger Maßnahmen und Einzelfallinterventionen, auch im Hinblick auf eine Bindungsorientierung, Grenzen gesetzt sein werden (vgl. Frank und Trost, zit. nach Trost, 2014, S. 262, m. V. a. Esser).

Ein weiterer Aspekt, der im Rahmen der Betreuung von jungen Volljährigen angesprochen wird, ist jener, dass die Hilfe über das 18. Lebensjahr hinaus, gemäß §41 SGB VIII prinzipiell seitens des Jugendamtes als Kostenträger der Hilfsmaßnahmen gewährt werden kann, sofern sie aufgrund ihres Entwicklungsstandes gerechtfertigt ist. Hierbei können sich allerdings dann Schwierigkeiten ergeben, wenn der junge Mensch durch unverbindliches, unzuverlässiges und verantwortungsloses Agieren (fehlende Mitwirkung im Hilfsangebot, Terminabsage etc.) zutage tritt. Diese Verhaltensweisen können selbstverständlich auch auf seine Bindungs- und Beziehungsfähigkeit zurückgeführt werden und ursächlich für sein Agieren sein.

Das Problem hieran ist nur, dass dies nicht als Argumentationsgrundlage ausreicht, um die Notwendigkeit der Inanspruchnahme der Maßnahme zu rechtfertigen (vgl. ebd. S. 265). Abschließend führt Trost (2013) auf, dass „[...] die Soziale Arbeit das Bindungswissen noch nicht für sich entdeckt [hat, S.R.]. Weder bei der psychosozialen Diagnostik noch in der Alltagspraxis finden sich explizit auf bindungstheoretische Erkenntnisse gestützte Konzepte“ (Trost, 2013,



zit. nach Trost, 2014, S. 7). In diesem Zusammenhang führt er weiter an, dass Fachkräfte der Sozialen Arbeit in der Betreuungs- und Beratungsarbeit oftmals rein aus Intuition bindungsorientiertes Arbeiten erkennen lassen würden (vgl. ebd. S. 7).

Bindung und Kultur

Der Hintergrund für den Aspekt, inwiefern Bindung und Kultur im Zusammenhang stehen können, gilt als Vorbereitung für den an späterer Stelle beschriebenen empirischen Forschungsteil. Da der thematisierte Personenkreis aus anderen Ländern und demzufolge auch aus anderen Kulturkreisen stammt, in denen ihnen vermutlich ein anderes kindliches Aufwachsen zuteil geworden ist, welches nicht von dem hier vorherrschenden westlichen Erziehungsstil geprägt gewesen sein wird, erscheint es daher kontextuell sinnvoll, das Thema der menschlichen Bindung auch aus kulturvergleichender Sicht zu betrachten.

Einleitend soll das von Grossmann, Keppler u. a. (vgl. Grossmann, Keppler u. a., zit. nach Thomas, 2003, S. 92 m. V. a. Bowlby, 1969, 1975) formulierte Zitat Verwendung finden, in dem Folgendes geschildert wird: „Bindung als zugrundeliegendes, affektives Band zwischen Säugling und Bezugsperson ist umweltstabil, d. h. vorprogrammiert“ (ebd. S. 92). Des Weiteren geben sie an, dass „Bindungen [...] in allen Kulturen beobachtbar [sind, S.R.]. Jedoch ist die qualitative Ausbildung einer spezifischen dyadischen Bindung, die individuelle Organisation der Bindungsverhaltensweisen wie Rufen, Weinen, Nähe suchen, Anklammern und Trennungsprotest sowie das optimale Funktionieren der Bindungs-Explorationsbalance dagegen umweltstabil, d. h. diese Systeme entwickeln sich in Abhängigkeit der Erfahrungen, die das Kind mit seinen Bindungspersonen macht“ (ebd. S. 92).

Hierbei wird erwähnt, dass menschliche Bindungen

und das Bedürfnis, sich an eine andere Person zu binden, in allen Kulturen dieser Erde zu beobachten sei, was sich wiederum mit den Aussagen von Bowlby und KollegInnen decken würde, die behaupten, dass das Eingehen von Bindungsbeziehungen ein angeborenes menschliches Bedürfnis und für das Überleben relevant ist (vgl. Bowlby, 2014, S. 98; Brisch, 2008, S. 89, zit. nach Scherwath und Friedrich, 2014, S. 36; Grossmann und Grossmann, 2003, S. 17). Des Weiteren wird angegeben, dass die Etablierung eines bestimmten Bindungsstils mit den Erfahrungen, die ein Kind mit seinen primären Bindungspersonen macht, in Zusammenhang steht und daher als „universell und kulturübergreifend“ eingestuft werden könne (vgl. Grossmann, Keppler u. a., zit. nach Thomas, 2003, S. 94 m. V. a. Bretherton & Waters, 1985; van Ijzendoorn & Kroonenberg, 1988; van Ijzendoorn & Sagi, 1999). Hierbei wird der von Ainsworth geprägte Begriff der Feinfühligkeit als ausschlaggebender Faktor in Bezugnahme auf die jeweilige Ausprägung des Bindungsmusters angesehen: „Das grundlegende Zusammenwirken von Ausdruck des Kindes und Art der Reaktion der Bindungsperson wird als Kultur universell betrachtet.“ (Grossmann, Keppler u. a., zit. nach Thomas, 2003, S. 100).

Van Ijzendoorn und Sagi, 1999, führen an, dass diese Annahme durch die zahlreich durchgeführten Untersuchungen verschiedener Völker und Länder bestätigt werden könne. Demzufolge kann als universal angesehen werden, dass ein Zusammenhang in der Qualität oder Quantität der Feinfühligkeit mütterlichen Agierens (oder dem der primären Bezugsperson) und der Etablierung eines sicheren oder unsicheren Bindungsmusters bestehe (vgl. ebd. S. 100). Basierend hierauf lässt sich schließen, dass die Kompetenz, geäußerte Bindungswünsche eines Kindes adäquat zu beantworten, kulturübergreifend zu Bindungssi-

cherheit führt und demnach universelle Gültigkeit besitzt (vgl. ebd. S. 100).

Zusammenfassend kann daher Folgendes festgehalten werden: „Verschiedene Forschungen in Ländern mit unterschiedlichem kulturellem Hintergrund bestätigen also die Gültigkeit der grundlegenden Konzepte der Bindungstheorie. Alle Kinder entwickeln Bindungen an ihre Bezugspersonen und ihre Organisation drückt sich in drei Bindungsmustern aus. Die Qualität der Bindung ist dabei durch die Feinfühligkeit der Bindungsperson im Umgang mit den Bedürfnissen des Kindes mitbestimmt. Die Bindungsperson ist dabei für das Kind der ‚sichere Hafen‘ und die ‚sichere Basis‘, von der aus das Kind seine Umwelt im Sinne einer psychischen und einer kulturellen Adaption erkunden kann. Eine sichere Bindung steht dabei im Zusammenhang mit einer höheren Kompetenz im Umgang mit Anforderungen der Umwelt“ (ebd. S. 103). Ein Aspekt, der kulturell unterscheidbar wäre, ist dieser, dass die Eltern oder Hauptbindungspersonen bei der Erziehung ihrer Kinder unterschiedliche Schwerpunkte setzen, hinsichtlich der Vermittlung gültiger Werte und Normen, welche sowohl durch die jeweilige Kultur und Gesellschaft geprägt sein können, wie auch durch die allgemein vorherrschenden Lebensbedingungen (vgl. ebd. S. 95). Le Vine 1993 beschreibt beispielhaft, dass „[...] [in,] manchen Kulturen Afrikas z. B. [...] zunächst das Überleben der Kinder, künftiger Gehorsam und der Respekt gegenüber den Eltern und ihre spätere Versorgung das wichtigste Erziehungsziel dar[stellen]. In vielen Bereichen der USA stehen dagegen affektive Werte im Vordergrund. Zahlreiche Eltern legen Wert auf die Entwicklung von Individualität, Selbstvertrauen und Selbstständigkeit ihrer Kinder“ (ebd. S. 95).

Demzufolge könnte die Vermutung naheliegen, dass sich durch die kulturell differente Vermittlung und

Schwerpunktssetzung von Erziehungszielen, Werten, Regeln und Normen auch eine unterschiedliche Sozialisationsstruktur bei einem Individuum herausbilden könnte. Hinsichtlich des kulturellen Aspektes von Bindung führt das Ehepaar Minde aus, dass es in nichtwestlichen Kulturen vorkommen kann, dass eine kurze Trennung für Säuglinge und Kinder bereits traumatische Wirkung haben kann, da sie bis dato noch nie von ihren Bezugspersonen und Familien getrennt worden sind (vgl. Minde und Minde, zit. nach Brisch u. a., 2009, S. 318). Im Kontext mit geflüchteten Kindern, Jugendlichen und jungen Heranwachsenden kann die Vermutung naheliegen, dass ihre durch die Migration und Flucht herbeigeführte Trennung mit einem hohen Verlust- und Trauererleben einhergehen kann.

Trennung und Verlust von primären Bezugspersonen und die Auswirkungen auf das Bindungsverhalten durch eine Migration

Wie bereits erwähnt, stellen Trennungs- und Verlust-erfahrungen von Familienmitgliedern und Gleichaltrigen einen wesentlichen Bestandteil im Lebenslauf von zwangsmigrierten Personen dar. Häufig sind Armut, Umweltkatastrophen, Kriege oder politische Verfolgung der Grund für eine Zwangsmigration von Familien oder einzelnen Familienmitgliedern (vgl. Zimmermann, 2012, S. 60f). Insbesondere „[...] für Kinder und Jugendliche bedeutet die Zwangsmigration damit meist ein Herausgerissenwerden aus [dem] [...] sozialen und kulturellen Beziehungsnetz“ (ebd. m. V. a. Herzka u. a., 1989, S. 18). Melzak (1995) gibt an, dass der Verlust eines oder beider Elternteile ein hochgradiges Maß an Verlustempfinden darstellt und eine Vielzahl von betroffenen geflüchteten Kindern und Jugendlichen zu den Überlebensstrategien „lethal fight from infancy to adulthood“ sowie „com-




“compensatory omnipotence“ zwingt, um sich vor Ängsten, Übermannungsgefühlen und Hilfslosigkeit zu schützen, wie es Rodriguez Rabanal (1995) konstatiert (vgl. Rodriguez Rabanal, 1995, S. 127; 129, zit. nach ebd. S. 61).

Vielfach zeigen Kinder und Jugendliche, die ihre primäre(n) Bezugsperson(en) (Eltern, Elternteile oder andere nahe stehende Fürsorgeperson(en)) durch eine Kampfhandlung (Krieg oder andersartige Gewalt-handlung) verloren haben, zweierlei Reaktionsweisen: Einerseits kann eine Identifikation mit dem Aggressor (vgl. Esguerra, 1995; Melzak, 1995, zit. nach ebd. S. 61), sprich, mit der/den gewaltausübenden Person(en) erfolgen, wodurch die Opfer dann zu Tätern werden können, indem sie sich selbst oder anderen Verletzungen zufügen (vgl. Zimmermann, 2012, S. 62). Andererseits können sie Reaktionen von sozialem Rückzug zeigen (vgl. Esguerra, 1995; Melzak, 1995, zit. nach ebd. S. 61). Festzuhalten ist, dass hierdurch zwischenmenschliche Bindungen zerstört und ausgelöscht worden sind und dieser Verlust nun das Leben der Kinder und Jugendlichen bestimmt. Ihr Denken kreist häufig jahrelang, manchmal ein Leben lang darum, wie diese Bindung(en) wiederhergestellt werden können, was demzufolge auch einen Einfluss auf ihre künftige Beziehungs- und Bindungsfähigkeit haben kann. Durch den Verlust der „Prägeform“, womit die andauernde Bindung an die primäre(n) Bezugsperson(en) gemeint ist und auf deren Basis Bindungsrepräsentanten gebildet werden können, wie Spitz sie 1967 genannt hat, wird maßgeblich die eigene Bindungs- und Beziehungskompetenz mitbestimmt. Neue Bindungen einzugehen kann zweierlei Gefahren mit sich bringen: Zum einen, erneut verlassen zu werden, und zum anderen, die erworbene Autonomie zu gefährden, die zum Schutz erworben wurde, um erneuten Verletzungen vorzubeugen. Das Eingehen

neuer Bindungen kann an den vergangenen Schmerz des Verlustes erinnern und verdrängte Hassgefühle reaktivieren (vgl. Zimmermann, 2012, S. 62). Als Schutzmechanismus wird versucht, die verlorenen Eltern oder Hauptbindungspersonen zu vergessen, oder ein imaginierter Elternteil wird geschaffen, um sich vor Einsamkeit und Hassgefühlen gegenüber den Eltern zu wappnen; auch Dissoziationen können in diesem Kontext auftreten (vgl. ebd. S. 62).

Der Verlust von Bezugsperson(en) kann auch dazu führen, den Sinn des Lebens in Frage zu stellen. Der Bedeutungsgehalt von verinnerlichteten Werten und Normen, Überzeugungen, Lebensmustern, Hoffnungen und Glaubensgrundsätzen kann erheblich ins Wanken geraten und erschüttert werden. Letztlich sind all dies Bestandteile der eigenen Identität, die nun angesichts des herben Verlustes bedeutungslos erscheinen können (vgl. ebd. S. 63).

Als allgemeine Grundhaltung lässt sich feststellen, dass die befragten ExpertInnen dem Thema der menschlichen Bindung und des Bindungsverhaltens eine große Gewichtung in der Betreuungsarbeit zusprechen würden. Es wurden Aussagen darüber getroffen, dass es kaum anders möglich sei, diese Betreuungsarbeit zu verrichten, wenn nicht in einen zwischenmenschlichen Austauschprozess getreten werde. Hier sei das Thema Bindung unausweichlich und auch das In-Kontakt-Treten nicht verhinderbar, da das Betreuungssetting einen zwischenmenschlichen Kontakt impliziere. Es wurde angemerkt, dass je nach Qualität oder Quantität dieser Beziehung auch der Erfolg oder Misserfolg des gesamten Betreuungsverlaufes abhängig sei. Bindungsthematisches Fachwissen sei hierbei von ausschlaggebender Größe, da es ermögliche, wahrnehmbares Erleben und Agieren des Klientels adäquater einzuschätzen und einzuordnen. Ein Wissen über sichere und unsichere Bin-



bindungsmuster sei hierbei unabdingbar, um den KlientInnen sinnstiftend und unterstützend begegnen zu können. Das Schaffen positiver Bindungserfahrungen und das Korrigieren bestehender Bindungsmuster sei innerhalb des Betreuungsprozesses ein wichtiges Ziel, das es anzustreben gelte.

Insbesondere bei der Personengruppe jugendlicher und junger heranwachsender Geflüchteter sei das Thema Bindung sehr zentral. Basierend auf der Tatsache, dass ihre biografischen Erlebnisse und Erfahrungen Bindungs- und Beziehungsabbrüche sowie Trennungs- und Verlusterfahrungen implizieren können, weisen diese jungen Menschen häufig ein Defizit in der gesunden Gestaltung von zwischenmenschlichen Beziehungen auf. Hierbei reichen ihre wahrnehmbaren Erlebens- und Verhaltensweisen von sozialen Rückzugstendenzen, der Angst, erneut von Bindungspersonen verletzt und enttäuscht zu werden, über Kontaktarmut bis hin zu Kontaktvermeidung. Terminabsagen, das Umgehen und Entziehen von angebotenen Sozialkontakten zu den Fachkräften und Gleichaltrigen bestimmt häufig ihr Agieren. Hier geben die Fachkräfte an, dass es dennoch wichtig sei, den KlientInnen kontinuierliche Beziehungsangebote zu offerieren und trotz der Vermeidungshaltung zu versuchen, im Kontakt zu bleiben beziehungsweise in den Kontakt zu kommen. Die Vermittlung von Stabilität, Konstanz, Struktur, Halt und das „Aushalten“ sei eine wichtige und entscheidende Rückmeldung an die zu betreuenden Personen. Hilfestellungen, Loben, Ermutigen und Bestärken seien hierbei zentrale Mechanismen, die eine Fachkraft der Klientin/dem Klienten zuteil werden lassen kann. Bei Streitigkeiten und Konfliktsituationen aus der Bindungsbeziehung herauszugehen sei zu vermeiden, da es erneut einen Bindungsabbruch für die Klientin/den Klienten bedeuten würde und sie an vergangene Bindungsver-

luste erinnern könnte. Stattdessen raten die Fachkräfte zu einer transparenten Spiegelung und Thematisierung des gezeigten Verhaltens und dem erneuten Anbieten von Hilfestellungen. Auch wenn die Fachkräfte den Klienten Beziehungs- und Bindungsangebote machen, so sei es dennoch wichtig, in der Rolle der professionellen Fachkraft zu bleiben und den Nähe-Distanz-Aspekt zu wahren. Hilfreich können hierbei Supervisionen, Intervisionen und Teamgespräche sein, um sich selbst abgrenzen und schützen zu können. Dem Aspekt der Selbstreflexion kommt hierbei ebenfalls eine entscheidende Größe zu, der insbesondere wichtig ist, um die Eigenanteile an zwischenmenschlichen Interaktions- und Kommunikationssituationen sehen zu können und Sachverhalte bestmöglichst nicht in das Privatleben mithineinzutragen.

Häufig sind die KlientInnen aufgrund ihrer Erlebnisse und Erfahrungen im zwischenmenschlichen Bereich nicht in der Lage, ihre tatsächlichen Wünsche, Bedürfnisse und Notlagen zu verbalisieren. Hier müsse versucht werden, so die Aussage der Fachkräfte, diese behutsam, empathisch und vorsichtig herauszufinden und offenzulegen. Dem Faktor Zeit wurde dabei eine entscheidene Größe beigemessen, da der Klientin/dem Klienten nicht durch zu forsches und drängendes Agieren seitens der Fachkraft ihr Selbstbestimmungsrecht abgesprochen werden sollte, zu entscheiden, wann sie bereit wäre, über ihre Erlebnisse und Erfahrungen zu sprechen und sich zu öffnen. Diese Zeit sollte dem Klienten/der Klientin eingeräumt werden und in der Zwischenzeit sollte auch mit dem gearbeitet werden, was an Informationen da und an wahrnehmbarem Erleben und Verhalten der Klientin/des Klienten ablesbar sei.

Die ExpertInnen plädierten dafür, mit pädagogischen und therapeutischen Instrumentarien zu arbeiten, um



die KlientInnen bestmöglichst bei ihrer Problembewältigung begleiten und unterstützen zu können. Die Kooperation mit externen Hilfsstellen könne hierbei von Nutzen sein. In dem gesamten Hilfeprozess und der Betreuungsarbeit mit den KlientInnen gelte es, in der Beziehung und in der Bindung zu bleiben und viel Geduld zu beweisen. Insbesondere bei Menschen mit negativen Bindungserfahrungen, Beziehungsabbrüchen und Fluchterfahrungen sei es wichtig, den KlientInnen einen neuen Ankerpunkt zuteil werden zu lassen, der ihnen helfe, sich zum einen auf neue, positiv besetzte Bindungsbeziehungen zu anderen Mitmenschen einzulassen und sich zum anderen erneut eine stabile Lebensperspektive aufzubauen. Dafür sind verlässliche, stabile und konstante Bezugspersonen wichtig, die auch außerhalb des Hilfssettings akquiriert werden können und sollen.

Das kontinuierliche Anbieten von Kontakt- und Beziehungsangeboten seitens der Professionellen gegenüber den KlientInnen stößt innerhalb der Jugendhilfe auch an Grenzen, da die jungen Menschen innerhalb des Jugendhilfesettings zur Mitwirkung verpflichtet sind. Kristallisiert sich heraus, dass trotz des intensiven Versuches kein zufriedenstellender Kontaktaufbau möglich erscheint, sind dem Hilfsangebot irgendwann Grenzen gesetzt und es muss eingestellt werden. Bemerkenswert innerhalb des Interviewprozesses war allerdings, dass offenkundig wurde, wie sehr sich die einzelne Fachkraft bemüht zeigt, den Hilfeprozess auch mit schwierigen KlientInnen erfolgreich zu gestalten.

In diesem Zusammenhang wurde auch der Aspekt der aufsuchenden Hilfe benannt, bei dem Fachkräfte verstärkt versuchen, ihre KlientInnen „ins Boot zu holen“, mit ihnen zu arbeiten und ihnen die möglichen Konsequenzen ihres Handelns transparent zu machen. Bezugnehmend auf den Blickwinkel, was ins-

besondere bei der Personengruppe mit Fluchthintergrund noch zu beachten sei, wurde angegeben, dass, basierend auf ihrer fremden Herkunft und ihrer anderen Sozialisation, interkulturelle Kompetenzen nützlich erscheinen können. Insbesondere der Aspekt, dass in anderen Kulturen und Gesellschaften Sachverhalte in anderer Weise interpretiert, bewertet und eingestuft würden, müsse berücksichtigt werden. Hier gelte, es kultursensibel vorzugehen und auch die Tatsache des kindlichen Aufwachsens und die möglicherweise andersartige Vermittlung von Erziehungszielen zu berücksichtigen.

Demzufolge gaben die Fachkräfte an, dass eine vermehrte Terminabsage nicht automatisch mit einem unsicheren Bindungsmuster gleichzusetzen sei, da aufgrund kultureller Gegebenheiten eine andere Handhabung und Schwerpunktsetzung gegeben sein könne. Die Thematiken des Ehrdenkens, der Definition des Frauen- und Männerbildes sowie gesellschaftliche Aspekte von Höflichkeit und Unhöflichkeit können eine Rolle innerhalb des Betreuungsalldtags spielen.

Bezugnehmend auf die Thematik des Traumaerlebens durch negative Bindungserlebnisse oder Fluchterfahrungen geben die Fachkräfte an, dass hierbei Fachkenntnis und gegebenenfalls die Absolvierung einer Fort- oder Weiterbildung sehr empfehlenswert seien. Auch ohne das pathologische Vorliegen eines Traumas oder einer Traumafolgestörung, geben die ExpertInnen zu bedenken, könne ein Belastungs- und Stresserleben vorliegen. Erklärbar sei dieses durch die veränderten Bedingungen im Aufnahmeland, die möglicherweise fehlende Akzeptanz, die aufenthaltsrechtliche Perspektive, sowie die Sorge um die Hinterbliebenen im Heimatland. Nicht zu vergessen seien darüber hinaus die sprachlichen Hürden, der Umgang mit Einsamkeit und die jugendtypischen All-

tagsthemen, die ebenfalls das Leben der Jugendlichen und jungen Heranwachsenden beeinflussen können.

Hinsichtlich der Frage wie die Fachkräfte nun die Etablierung einer bindungsorientierten Arbeitsweise unter ihren KollegInnen in der Alltagspraxis einschätzen würden, waren die Positionen unterschiedlich. Zum einen wurde angemerkt, dass kaum Fachkenntnis vorherrsche und daher zumeist ein vages und intuitiv geprägtes Agieren die Regel sei, und zum anderen, dass sehr wohl Fachwissen vorhanden sei und auch bindungsorientiert gearbeitet werde. Teilweise wurde ein Mangel an fachlicher Ausbildung innerhalb des Studiums bemängelt und es wurde der Wunsch laut, diesen Arbeitsansatz verstärkter im Rahmen der Ausbildung zu verankern und darüber hinaus geeignete Schulungsangebote für die Fachkräfte bereitzustellen. Innerhalb der Teambesprechung sollte diese Thematik stärker in den Fokus genommen werden, da sie die eigene fachliche Weiterentwicklung ermögliche und eventuell auch eine flächendeckendere Implementierung dieses Arbeitsansatzes.

Abschließend merkte eine Fachkraft nochmals an, dass sie sich eine tatsächliche Umsetzung dieser Arbeitsweise nicht vorstellen könne, da ihrer Ansicht nach die Rahmenbedingungen (Dienstplan, Arbeitszeiten, Personalsituation) dies nicht durchgängig ermöglichen würden und es demzufolge paradox wäre, eine solche Arbeitsweise von den Fachkräften zu erwarten.

Diesbezüglich seien zwei Ansichten zu erwähnen: Zum einen die von Brisch, der hierzu äußert, dass es wichtig sei, dem Klienten bei planbarer Abwesenheit „etwas an die Hand“ zu geben. Er gibt als Beispiel an, dass dies Absprachen, eine Postkarte oder dergleichen sein könnten. Auf diese Weise würde die Klientin/der Klient dann erfahren, dass eine Absenz

der Bezugsperson nicht automatisch einen Beziehungsabbruch impliziere, sondern diese Person auch wiederkomme und die Bindung weiterhin bestehen bliebe. Bei unplanbarer Abwesenheit wie z. B. Krankheit ist dies natürlich nicht möglich; da im Betreuungssetting zumeist im Team gearbeitet wird, können jedoch auch andere KollegInnen vertretungsweise diese Aufgabe übernehmen.

Zum anderen können die Beiträge von Esser und Trost aufgeführt werden, in denen geschildert wird, dass, basierend auf den aktuell vorherrschenden Rahmenbedingungen im Betreuungssetting, eine durchgängige und passgenaue Umsetzung einer bindungsorientierten Arbeitsweise tatsächlich schwierig sei. Als Beispiel führt Esser in diesem Kontext auf, dass eine Fachkraft im Einzeldienst im Bedarfsfall mit einer Klientin/einem Klienten nicht ins Einzelsetting wechseln könne, da sie die alleinige Hauptverantwortung für alle ihr anvertrauten KlientInnen habe, auch wenn dies vom bindungstheoretischen Aspekt her gerade für diese Klientin/diesen Klienten sinnvoll erscheinen würde. Trost führt an, dass das Bindungswissen noch nicht in den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit angekommen sei und folglich Fachkräfte eher intuitiv bindungsorientiert arbeiten würden, statt über tatsächliches Fachwissen zu verfügen.

Schlussbetrachtung und Ausblick

Die hier in Auszügen vorgestellte Masterarbeit mit dem Titel „Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit am Beispiel von jungen heranwachsenden Geflüchteten – Ermittlung des Kenntnisstandes von Fachkräften der Sozialen Arbeit anhand der Durchführung von Experteninterviews“ sollte die Zielsetzung verfolgen, die bindungsorientierte Arbeitsweise in der Betreuungsarbeit von Jugendlichen und jungen Heranwachsenden mit Fluchthintergrund zu eruieren




und sich nach der Möglichkeit einer Implementierung in die Soziale Arbeit zu erkundigen. Hierbei wurde der Versuch unternommen, die Forschungsfrage mit dem Titel „Ist eine bindungsorientierte Arbeitsweise mit Jugendlichen und jungen heranwachsenden Geflüchteten möglich und sinnvoll und sollten darüber hinaus noch weitere Aspekte Berücksichtigung finden?“ unter Zuhilfenahme der Aussagen von ExpertInnen zu beantworten.

Wie im Theorieteil der Arbeit geschildert und hier in Auszügen wiedergegeben, geht die Thematik, sich mit „menschlichem Bindungsbedürfnis und Bindungsverhalten“ zu beschäftigen, auf John Bowlby und Mary Ainsworth zurück. Eine Weiterentwicklung dessen haben auch andere namhafte Bindungsforscher vorangetrieben, wie beispielsweise das Ehepaar Karin und Klaus Grossmann, Karl Heinz Brisch und andere KollegInnen. Hierbei legten sie erstmals den Grundstein, sich überhaupt mit dieser Thematik zu beschäftigen und menschliches Verhalten nicht mehr nur durch die Psychoanalyse und ihre Triebtheorie zu erklären, sondern mit einer gesonderten Theorie – der Theorie vom menschlichen Bindungsverhalten.

In seinem letzten Werk von 1988 mit dem Titel „A secure base“ formuliert Bowlby im Alter von 81 Jahren seinen letzten Beitrag zur Bindungstheorie. Bowlby fasste nochmals die Fülle all seiner Erkenntnisse zusammen, die er im Laufe seines Lebens zur Bindung gewonnen hat. „Er bekräftigt erneut die konzeptionellen Grundannahmen seiner Theorie: Das Primat eines geglückten Bindungsverhaltens und dessen Rolle als Schutz vor Trennung und Verlust, den hohen Stellenwert einer einfühlsamen Betreuung als Basis für psychische Gesundheit sowie die über den Lebenszyklus hinweg andauernde Bedeutung sicherer Bindungen“ (Holmes, zit. nach Bowlby, 2014,

S. VII). Bowlby und Ainsworth ermittelten durch ihre Untersuchungen, dass ein Individuum als soziales Wesen von Geburt an das Bedürfnis besitzt, sich an eine bestimmte Person zu binden, an die Person, die es liebevoll versorgt und „bemuttert“. Bowlby spricht in diesem Kontext von dem inneren Band, das zwischen dem Kind und seiner primären Bindungsperson geknüpft wird. Die Qualität oder Quantität, wie sich ein solches Bindungsbündnis dann gestaltet, bestimmt in der weiteren Entwicklungslinie eines Kindes sein verinnerlichtes Bild von Bindung und den Erwerb seines Bindungsmusters). Aus all den gewonnenen Informationen an Bindungserfahrungen, die es laut Bowlby in einem internalen Arbeitsmodell abspeichert, entwickelt sich dann der jeweilige Bindungsstil, der sicher und unsicher gebunden sein kann.

Mary Ainsworth, Mary Main und KollegInnen ermittelten und beschrieben hierbei insgesamt vier verschiedene Bindungsstile. Eine sichere Bindung kann sich im Laufe des ersten Lebensjahres eines Kindes zu seiner primären Bezugsperson dann etablieren, wenn bestimmte Kriterien im zwischenmenschlichen Miteinander durch die Bindungsperson erfüllt worden sind. Diese beschrieb Ainsworth durch die mütterliche Feinfühligkeit, die prompte Wahrnehmung und Erfüllung geäußerter Bedürfnisse des Kindes sowie die Formulierung seines affektiven Erlebens und Eingehens auf dessen Gefühlszustände mittels einer dialogischen Sprache). Erziehungsinkompetentes Agieren durch elterliche Vernachlässigung- oder Gewaltausübung resultieren beim Kind zumeist in der Ausbildung eines unsicheren Bindungsstils bis hin zur Etablierung eines Bindungstraumas. Des Weiteren können bereits verinnerlichte Bindungsmuster durch innerfamiliäre und umweltliche Situationen und Ereignisse rapide verändert werden. Zum Beispiel können Trennungs- und Verlusterfahrungen nahestehender Perso-



nen wie Familienmitglieder oder enger FreundInnen ein hohes Maß an Veränderungspotenzial auf erworbene Bindungserfahrungen und Bindungsmuster haben. Eine vorerst psychisch stabile Persönlichkeitsstruktur eines Menschen kann durch gravierende Erlebnisse erschüttert werden und eine hohe seelische Belastung mit traumatischer Wirkung darstellen. Abhängig von ihrem Schweregrad resultieren diese zumeist in der Entstehung einer erhöhten Vulnerabilität und können auch in psychopathologischen Verhaltensauffälligkeiten und Störungsbildern münden.

In Bezug auf die Betreuungsarbeit in der Jugendhilfe und im Speziellen mit dem Personenkreis jugendlicher und junger heranwachsender Geflüchteter stellen häufig die vielen aufflackernden Rätsel die Fachkräfte vor eine Herausforderung: Rätsel über vergangene Erfahrungen, Erlebnisse, Begegnungen im zwischenmenschlichen Miteinander und im kindlichen Aufwachsen. Bindungsbeziehungen müssen häufig eher erraten werden, als dass gezielte Informationen bis zu den Fachkräften durchdringen. Über vergangene und oftmals unter schmerzlichen Bedingungen verlorene Bindungsbeziehungen zu sprechen kann häufig schwerfallen oder gar unmöglich sein. Der Verlust und die Trennung haben vielleicht als heilende Option einen stillschweigenden Mantel über den Schmerz gelegt, der ein Verbalisieren unmöglich erscheinen lässt. Der Verlust geliebter Menschen kann mit so großem Schmerz verbunden sein, dass ein Sprechen über sie nicht möglich ist, sicherlich aus der Angst heraus und zum Selbstschutz, um den vergangenen und schmerzhaften Gefühlen nicht erneut Raum geben zu müssen. In diesem Zusammenhang kann eine bewusste Erkundigung nach früheren Bindungsbeziehungen, insbesondere zu den wichtigsten Bezugspersonen, für viele Geflüchtete alte und oftmals zugedackte Erinnerungen wachrufen. Erinnerun-

gen, an die sie sich vielleicht nicht erinnern möchten. Demzufolge kann es oftmals schwer sein, dieses Thema überhaupt anzusprechen, und die Fachkraft muss in einer gewissen Weise mit einer „Bindungs-Blackbox“ zurechtkommen.

Das In-Kontakt-Treten, das zwischenmenschliche Agieren, das Verhalten in bindungsrelevanten Situationen, all dies sind zumeist Aspekte, welche die Fachkräfte nur wahrnehmen, interpretieren und sich selbst versuchen erklärbar zu machen. In der Regel kann nicht davon ausgegangen werden, dass die zu betreuenden KlientInnen selbst viel darüber äußern werden. Mit zunehmender Zeit und gewonnenem Vertrauen können einzelne Mitteilungen kommen, allerdings werden diese Informationen dennoch lückenhaft sein und Rätsel aufwerfen, aber vielleicht kleine Puzzleteilchen darstellen. Diese einzelnen Puzzleteilchen, auch wenn sie noch so klein erscheinen mögen und vielleicht Rätsel aufwerfen, muss die Fachkraft dann versuchen, Stück für Stück zusammenzufügen.

Der theoretische Bezugsrahmen mit der Erläuterung der verschiedenen Bindungsmuster, ihrer Entstehungsgeschichten, ihrer Auswirkungen und ihrer möglichen Schädigungen, inklusive der Thematisierung von Verlust-, und Trennungserfahrungen durch Migration und Flucht, soll letztlich dazu dienen, den Fachkräften, die diese Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe betreuen, eine Basis bereitzustellen, sich adäquater in die Lebenswelt der jungen Menschen einfühlen zu können und auch das gezeigte Verhalten einschätzen, deuten und interpretieren zu können.

Der Mensch als soziales Wesen besitzt von Geburt an zweierlei Grundprinzipien: Zum einen das Bedürfnis und letztlich auch die Notwendigkeit, menschliche Bindungen einzugehen, um das eigene Überleben



sichern zu können, zum anderen das Bedürfnis nach zwischenmenschlichem Austausch, Zuwendung und Kontakt. Diese beiden Grundbedürfnisse bestehen ein Leben lang, auch wenn negative, oftmals schmerzliche und teilweise auch traumatische Erlebnisse im Lebenslauf (mit und durch Bindungspersonen, Trennungs-, Verlust- oder/und Gewaltfahrungen beziehungsweise aufgrund von Migrations- und Fluchterfahrungen) das Vertrauen in sich und die Umwelt erschüttert haben mögen. Die Verfügbarkeit von Hintergrundwissen, insbesondere bindungsthematischer Natur kann als hilfreiche und sinnstiftende Stütze dienen, um diesen Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen begegnen zu können und sie dabei zu unterstützen, ein von Selbstbestimmung, Eigenverantwortlichkeit, Gestaltbarkeit und Zufriedenheit gekennzeichnetes Leben gestalten zu können.

Erfahrungen können menschliches Erleben, Verhalten und Handeln in hohem Maße verändern und eigentliche Wünsche, Bedürfnisse und Empfindungen nahezu unsichtbar oder verquer erscheinen lassen. Insbesondere Erlebnisse von traumatischem Ausmaß tragen in nicht unerheblichem Maße zu einer menschlichen Verhaltens- und Erlebensveränderung bei. Menschen, die solch eine Last zu tragen haben, sind in ihrem Agieren häufig nicht mehr in der Lage, selbstbestimmt zu handeln oder ihre tatsächlichen Wünsche und Bedürfnisse zum Ausdruck zu bringen.

Ein Blick hinter die Fassade kann manchmal hilfreich erscheinen, um die Frage nach den möglichen Entstehungsursachen stellen zu können. Im Rahmen der Masterarbeit galt es der bindungsorientierten Ausrichtung in den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit Aufmerksamkeit zu schenken. Hierbei könnte es vorstellbar sein, dass eine an den Grundzügen des menschlichen Bindungsverhaltens orientierte Arbeitsweise dienlich sein kann, um auch die oftmals ver-

steckt geäußerten Bindungswünsche erblicken zu können. Durch ein empathisches, wertschätzendes, zugewandtes und vertrauensvolles Agieren kann die Basis geschaffen werden, den jungen Menschen positiv besetzte Bindungserfahrungen zu ermöglichen und sie dabei zu unterstützen ihre häufig negativ geprägten Bindungserfahrungen zu korrigieren.

Im Rahmen der Betreuungs- und Beratungsarbeit treten insbesondere im Hinblick auf junge Menschen mit Fluchthintergrund Verhaltensweisen zutage, die den Betreuungs- und Beratungsprozess oftmals sehr schwierig gestalten. Verhaltensweisen wie Spaltung, Abwertung, Provokation und Ähnliches können auftreten, die sich häufig erst durch die Erlebnisse und Erfahrungen auf der Flucht in der Persönlichkeit verankert haben. Notwendigkeiten, die zum Überleben notwendig waren. Kinder und Jugendliche mit schwierigen familiären Hintergründen waren oftmals zur Sicherung ihres eigenen Lebens gezwungen, sich solcherlei Verhaltensweisen anzueignen. Im Rahmen des Betreuungssettings treten auch diese zutage und erschweren häufig einen gelingenden Betreuungsprozess. Nicht selten können sie zu Frust- und Ohnmachtserleben führen, da beide Seiten von Ratlosigkeit ergriffen werden und die Frage entsteht, wie nun ein gelingendes Miteinander vollzogen werden kann. Nach Ansicht der Autorin kann eine fachliche Kenntnis über die verschiedenen Bindungsmuster, die möglichen Auswirkungen von Bindungs- und lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Erlebnissen (familiäre Interaktionsstörungen, Gewalt-, Verlust-, Trennungs- und Vernachlässigungserfahrungen, das Scheitern und Fortführen von Bindungsbeziehungen, Flucht- und Migrationserfahrungen) eine hilfreiche Stütze in der täglichen Betreuungs- und Beratungsarbeit sein. Im zweiten Teil der Arbeit galt es mittels der Befragung von ExpertInnen im Betreuungssetting der Kin-

der- und Jugendhilfe zu eruieren, ob diese sich eine bindungsorientierte Arbeitsweise mit dem von ihnen betreuten Personenkreis Jugendlicher und junger heranwachsender Geflüchteter vorstellen könnten. Hierbei kamen die interviewten Fachkräfte einheitlich zu dem Konsens, dass es hilfreich sein kann, sich die Fragen nach dem Aufwachsen, dem erworbenen Bindungsstil und den häufig prekären Lebensumständen der jungen Menschen immer und immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, zu bedenken, zu berücksichtigen und zu versuchen, es in die gemeinsame Arbeit miteinfließen zu lassen. Allerdings, so gaben einige der KollegInnen an, sei es wünschenswert, diese Art der methodischen Ausrichtung stärker in den Fokus der Ausbildung in der Sozialen Arbeit zu rücken, da sie dieses Hintergrundwissen für die Betreuungs- und Beratungsarbeit als essenziell erachteten. Einige gaben an, dass auch seitens der Institutionen noch Handlungsbedarf bestünde. Einige KollegInnen bemerkten, dass innerhalb der Teambesprechungen die fallbasierte Arbeit häufig zu kurz käme und oftmals

der Raum fehle, sich intensiv in die Fallgeschichte einer Klientin/eines Klienten hineindenken zu können. Sie führten ursächlich die Faktoren Zeit-, Personal-, Ressourcen- und Fachkompetenzmangel auf. Generell, so ergab der einstimmige Tenor der befragten Fachkräfte abschließend, sei eine an der Bindungstheorie orientierte Arbeitsweise durchaus als sinnvoll und hilfreich zu betrachten. Für eine tatsächliche Etablierung und Anwendung in den Praxisfeldern der Sozialen Arbeit hielten sie allerdings noch ein hohes Maß an Aufklärungs- und Interventionsarbeit sowie eine Optimierung in den aktuell vorherrschenden Rahmenbedingungen des Betreuungssettings für nötig.

Sarah Ruppner

Sozialarbeiterin MA

Pädagogische Leitung

Sozialpädagogisch Begleitetes Wohnen Maxvorstadt

Literaturverzeichnis:

Bowlby, John (2011): *Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen*. 4. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.

Bowlby, John (2014): *Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie*. 3. Aufl. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

Brisch, Karl Heinz (2014): *Die Bedeutung von Bindung in Sozialer Arbeit, Pädagogik und Beratung*. In: Trost, Alexander (Hrsg.): *Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche*. Basel: Borgmann Verlag, S. 15-42.

Esser, Klaus (2014): *Bindungsaspekte in der stationären Jugendhilfe – Lernen aus der Erfahrung ehemaliger Kinderdorkinder*. In: Trost, Alexander (Hrsg.): *Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche*. Basel: Borgmann Verlag, S. 153 (Kap. gesamt S.145-156).

Frank, Christina, und Trost, Alexander (2014): *Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit – Wo stehen wir? Was ist zu tun?* In: Trost, Alexander (Hrsg.): *Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche*. Basel: Borgmann Verlag, S. 261-268.



Gahleitner, Silke Brigitta (2014): *Bindung biopsychosozial: Professionelle Beziehungsgestaltung in der Klinischen Sozialarbeit*. In: Trost, Alexander (Hrsg.): *Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche*. Basel: Borgmann Verlag, S. 55-72.

Gloger-Tippelt, Gabriele (2008): *Bindung in der Kindheit – Grundlagen, Auswirkung von traumatischen Erfahrungen und Prävention*. In: Franz, Matthias/West-Leuer, Beate (Hrsg.): *Bindung – Trauma – Prävention. Entwicklungschancen von Kindern und Jugendlichen als Folge ihrer Beziehungserfahrungen*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 39-71.

Grossman, Klaus E. und Grossmann, Karin (Hrsg.) (2003): *Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.

Grossmann, Klaus E., und Grossmann, Karin (2003): *Vorwort*. In: Grossman, Klaus E., und Grossmann, Karin (Hrsg.) (2009): *Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie*. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, S. 7-10.

Grossmann, Klaus E.; Keppler, Annika, und Grossmann, Karin (2003): *Bindung: Biologische Grundlagen und kulturelle Besonderheiten*. In: Thomas, Alexander (Hrsg.): *Kulturvergleichende Psychologie*. 2. überarb. und erw. Aufl. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe Verlag für Psychologie, S. 91-110.

Grossman, Klaus E., und Grossmann, Karin (Hrsg.) (2009): *Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie*. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.

Holmes, Jeremy (2014): *Geleitwort*. In: Bowlby, John: *Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie*. 3. Aufl. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag, S. VII-XIV.

Knüver, Ann-Kathrin, Trost, Alexander (2014): *Bindungsorientierung im Praxisfeld der Frühen Hilfen – das Aacheener Modell*. In: Trost, Alexander (Hrsg.): *Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche*. Basel: Borgmann Verlag, S. 89-100.

Minde, Klaus, und Minde, Regina (2009): *Die Messung von Bindungsverhalten in einer multikulturellen Welt*. In: Brisch, Karl Heinz, und Hellbrügge, Theodor (Hrsg.): *Wege zu sicheren Bindungen in Familie und Gesellschaft. Prävention, Begleitung, Beratung und Psychotherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, S. 315 - 334.

Scherwath, Corinna, und Friedrich, Sibylle (2014): *Soziale und pädagogische Arbeit bei Traumatisierungen*. 2. überarb. und erw. Aufl. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

Söder, Joachim (2014): *Die anthropologische und ethische Dimension der Bindungsorientierung*. In: Trost, Alexander (Hrsg.): *Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche*. Basel: Borgmann Verlag, S. 43-54.

Trost, Alexander (2013): *Vorwort*. In: Trost, Alexander (Hrsg.) (2014): *Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche*. Basel: Borgmann Verlag, S. 7-8.

Zimmermann, David (2012): *Migration und Trauma. Pädagogisches Verstehen und Handeln in der Arbeit mit jungen Flüchtlingen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.